

Auflösung einer Theorie-Illusion

Zu Hans Julius Schneider: *Phantasie und Kalkül* – Über die Polarität von Handlung und Struktur in der Sprache¹

I.

Dies ist eines der spätesten philosophischen Bücher, von denen ich sagen würde, dass sie mich sehr beeindruckt haben. Um mich zu beeinflussen, ist das Buch zu spät erschienen. Ich war als Assistent in Heidelberg unter den Einfluss von Tugendhats Sprachanalytischer Philosophie² geraten und war im Versuch, ihre methodische Struktur zu verstehen, zu Donald Davidsons programmatischen Aufsätzen³ und den bedeutungstheoretischen Diskussionen darum (u. a. mit Dummett und Putnam) gekommen und, als ich verstanden hatte, dass Davidsons Ansätze auf eine empiristische Theorie zielten, zu Wittgenstein. Das genauere Studium sämtlicher seiner damals erschienenen Texte (mit Ausnahme der *Bemerkungen über die Farben*)⁴ und Versuche der Klärung der in ihnen greifbaren Entwicklungs- und Überzeugungsgeschichte hatten mich schließlich zu der Überzeugung gebracht, Bedeutung sei nicht etwas, über das es einer empirischen oder apriorischen Theorie bedürfte; sondern, wie Wittgenstein gefunden hatte, das, was die Erklärungen von Bedeutungen erklären (*PU* Abschnitt 560). Auch die semantisch ansetzende Philosophie tut nichts anderes, als Bedeutungen („gegebene Begriffe“ – Kant) zu klären und setzt damit mehr oder weniger methodisch etwas fort, was im Gebrauch der Sprache in der Lebenswelt nur ausnahmsweise, zur Klärung von Missverständnissen oder in Situationen expliziter Lehre, erforderlich ist und geschieht.

Auf ganz anderen Wegen erzielt, bestätigen Schneiders Untersuchungen, die ich bald nach ihrem Erscheinen las, dieses Ergebnis. Sie sind ein äußerst gelehrtes Buch, das zu wesentlichen sprachphilosophischen Konzeptionen fortlaufend etwas sagt und dabei eine eigene systematische These entwickelt, die in einem retrospektivem Epilog unter dem Titel *Eine ‚Theorie‘ der Bedeutung?* zusammengefasst wird. Die ausführlicher erörterten Positionen sind die von Rorty; Chomsky und Searle; Frege; Wittgenstein; Davidson, Dummett; Lorenzen. Am Rande erwähnt werden auch die bedeutungsnominalistischen Ansätze im Gefolge von Grice und von den prominenten älteren Namen im Felde tauchen eigentlich nur folgende gar nicht auf: Sellars⁵, Putnam, David Lewis und – Tugendhat.⁶ Die

¹ Frankfurt am Main 1992. Seitenzahlen in () im Text.

² *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*, Frankfurt am Main 1976.

³ Gesammelt in *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford 1984.– Stephen Mulhall (*On Being in the World* – Wittgenstein and Heidegger on Seeing Aspects, Lonon 1990, Ch. IV) hat auf die Ironie hingewiesen, dass der Quine überbietende Kritiker der Dogmen des Empirismus in seinem totalen Interpretationismus als Basis der Interpretation rekurrente „sound patterns“ (*Inquiries* 277) annimmt und damit das von ihm identifizierte dritte Dogma des Kontrastes von Form und Inhalt selbst nicht konsequent verabschiedet haben kann. Wittgenstein dagegen rechnet mit einer Einstellung zu Sprachlichem, deren begriffliche Funktion er zuerst am Beispiel visueller Aspekte aufgewiesen und untersucht hat. Ich erwähne das schon hier, weil das ein Aspekt an Wittgensteins Philosophie ist, der von Schneiders methodischem Zugriff aus nicht nur unerreicht, sondern unerreichtbar ist

⁴ Als die ersten Bände der *Wiener Ausgabe* des Nachlasses in erschwinglichen Ausgaben erschienen waren, habe ich auch diese und das *Big Typescript* noch studiert.

⁵ Mit Sellars' inferentialistischer Semantik hat sich Schneider später in Gestalt der Ausarbeitung bei Robert Brandom (*Making ist Explicit*) auseinandergesetzt.

⁶ Obwohl aus seinen Ausführungen leicht extrapolierbar ist, was Schneider zu Tugendhat zu sagen gehabt hätte (und vielleicht an mir nicht bekannter Stelle gesagt haben mag), ist es sehr bedauerlich, dass er das nicht ausdrücklich in dem Buch getan hat – denn T.s Konzeption ist der einzige andere irgendwie originelle deutsche Beitrag zu jener zwei, drei Jahrzehnte am Ende de 20. Jahrhunderts geführten Diskussion über eine ‚Bedeutungstheorie für natürliche Sprachen‘. Hier gilt wohl für ihn selbst, was Schneider selbst, einer Kritik

These, die in der Zusammenfassung ausgeführt wird, formuliert der erste Satz der *Einleitung* dahin, „dass der am Beginn des (20.) Jahrhunderts in die Wege geleitete Versuch, den Bereich des sprachlich Sinnvollen auf formale und in diesem Sinne ‚technische‘ Weise abzugrenzen, aus präzise angebbaren Gründen zum Scheitern verurteilt ist“ (15).

Diese Gründe liegen im wesentlichen in dem Umstand, dass unsere natürliche Sprache nicht nur von *lexikalischer*, sondern auch von *syntaktischer* Metaphorizität durchdrungen ist und daher die Bedeutung einer Äußerung, die von einer syntaktischen Fügungsweise einen metaphorischen Gebrauch macht, nicht aus der Bedeutung der Bestandteile der Äußerung und der ‚wörtlichen‘ strukturellen Bedeutung der Fügungsweise einfach kalkülmäßig errechnet werden kann; vielmehr bedarf es zum Verständnis einer solchen Äußerung des Gebrauchs der Phantasie, um den in der syntaktischen Metapher vollzogenen Übertragungsschritt nachzuvollziehen.

So ist, um ein Beispiel in einer provokanten These Wittgensteins anzuführen, die wörtliche Bedeutung von Freges zur logischen Grundbeziehung des Fallens eines Gegenstandes unter einen Begriff gemachten Beziehung die Fügungsweise des prädikativen Satzes, in dem einem materiellen Gegenstand ein Eigenschaftsprädikat zugesprochen wird (‚Der Tisch ist braun‘) (vgl. 327). Wenn diese Fügungsweise auf einen anderen Fall übertragen wird (‚Die Bardot ist gut‘), dann verliert sie ihre wörtliche und anschauliche Bedeutung (z.B. die Beziehbarkeit auf die Tätigkeit des Anstreichens des Tisches mit Farbe) und wird ‚metaphorisch‘ – wie (und in welchen Hinsichten) immer Güte der Bardot zukommen mag, nicht so, wie dem Tisch die Farbe – sie kann z.B. mit Güte nicht angestrichen worden sein. Schneider nennt die Übertragung von syntaktischen Fügungsweisen in andere als ihre ursprünglichen Anwendungsbereiche in kritischer Auslegung Wittgensteins ‚Projektion‘ und erklärt: „Die sprachliche Möglichkeit der Projektion ... verdankt sich, allgemein betrachtet, der Tatsache, dass es bei einer auch nur ansatzweise komplexen Sprache möglich ist, Sätze zu bilden, über deren Verwendungssinn mit der bis dahin jeweils gültigen Sprechhandlungspraxis nichts festgelegt ist.“ (409) ⁷

Die Möglichkeit einer formalen Bedeutungstheorie für natürliche Sprachen scheitert daran, dass in einer entwickelten Sprache alle Fügungs- und Redeweisen in irgendwelchen Zusammenhängen als ‚übertragen‘, ‚projiziert‘ o. ä. angesehen werden müssen: „Es gibt in einer entwickelten Sprache wegen ihres vielfältigen Gebrauchs derselben Formen *nur noch* transponierte Redeweisen.“ (497⁸⁷) Dies macht das Projekt, Unsinn ‚automatisch‘ ausschließen zu wollen, zu einer „Illusion“ (548).

Und Schneiders eigene Überlegungen sind eine ‚Theorie‘ nur in dem deutlich schwächeren Sinn, dass es sich bei seinen die Sprachfähigkeiten systematisch beschreibenden Darlegungen „nicht um zusammenhanglose, argumentativ unstrukturierte, auf ihre Angemessenheit nicht beurteilbare Bemerkungen zu zufällig herangezogenen Einzelfällen (handelt).“ (563)

Schneider entwickelt seine Thesen, wie angedeutet, durch fortlaufende Kritik von wichtigen theoretischen Konzeptionen in der Sprachphilosophie und er sagt im Blick auf seine kritische Darstellung der ganzen Tradition auch, der Weg sei das Ziel (14). Dabei bedient er sich oft auf kreative Weise der Mittel der konstruktivistischen Sprach- und Wissenschaftsphilosophie, genauer, der Mittel, die Wittgenstein in einer Phase (des sog. *Braunen Buches*) seiner Entwicklung konzipiert und an denen (u. a.) sich der Konstruktivismus hat inspirieren lassen.

zustimmend, aus einem Autor anführt: „the present state of the art is in general unrelentingly tribal ..., each researcher articulating and evaluating solution within the confines of their own selected paradigm“ (571 Fn 26)

⁷ Hier ist ein Punkt, an dem für Schneiders Unternehmen die Auseinandersetzung mit Tugendhat lohnend gewesen wäre – der gewann aus Wittgenstein die These, schon die festliegenden Regeln der Satz-Sprache seien darin ‚projektiv‘ verfasst, dass ihre Anwendungen die Erfüllungsbedingungen der jeweiligen Regelbefolgung antizipierten. (Wittgenstein: „Der Satz *zeigt*, wie es sich verhält, *wenn* er wahr ist. Und er *sagt*, dass es sich so verhält.“ 4.022 b) Wenn das richtig ist, gehört ‚Projektion‘ zum Sprechen einer Sprache noch viel grundlegender als erst auf dem Niveau von Metaphorizität, hängt schon mit seiner Intentionalität zusammen.

Die Technik der Sprachspiel-Entwicklung, in der von einfachsten Fällen ausgehend, durch schrittweise Hinzufügung von neuen Formen komplexere Stadien einer Sprachentwicklung erreicht werden, beruht auf der Hypothese, dass auch die entwickelte Sprache von den einfachsten Sprachspielen nicht durch eine ‚Kluft‘ getrennt sei. Diese These ist deskriptiv aus folgendem Grund fragwürdig – wenn die entwickelte Sprache tatsächlich durch das Merkmal gekennzeichnet ist, dass es in ihr *nur noch* ‚transponierte Redeweisen‘ gibt, dann unterscheidet sie sich qualitativ von jedem Stadium einer methodischen Sprachentwicklung, von dem aus die Schritte zurück zu ihren einfachsten Anfängen noch verfolgt werden können – eben durch die Nichtverfolgbarkeit der Genesen.⁸ Wittgenstein hat daher selbst im Lauf seiner philosophischen Entwicklung dieses Stadium gnädig hinter sich gelassen und einfache Sprachspiele nur noch als Kontrast zu entwickelten hingestellt und sie für sich ihre aufklärende Wirkung tun lassen wollen. (PU Abschnitt 130; vgl. 345, 361⁹) Im Folgenden möchte ich aber von diesem Weg der Darstellung bei Schneider ganz absehen, wie ich auch schon den Kern der These des Buches krude und von Entwicklungskontexten und –konstruktionen absehend referiert habe. Mich interessiert sein Umgang mit Wittgenstein und im Blick auf eine Kritik, die er an ihm übt, das Verständnis eines Aspekts seiner These, bezüglich dessen m. E. auf Klarheit gedrungen werden muss.

II.

Ich habe programmatische Thesen des Buches von Schneider jeweils unvollständig zitiert. Von S. 15 die These über die nicht schematisch-Abgrenzbarkeit eines Bereichs des Sinnvollen vom Sinnlosen und die präzise angebbaren Gründe für das Scheitern einer formalen Bedeutungstheorie – da geht es bei Schneider so weiter: „...und dass es sprachphilosophisch aufschlussreich und allgemein für die Geisteswissenschaften von größtem Belang ist, diese Gründe im einzelnen zu studieren, statt sich mit vagen Gefühlen des Misstrauens zu begnügen.“ Diese Theorie- und Wissenschaftsadressiertheit ist nach meinem Verständnis etwas der Wittgenstein’schen Philosophie eher Fremdes – und auch sachlich scheint sie mir nicht die nächstliegende Folgerung aus dem Vorgang des Philosophierens Wittgensteins zu sein. Das wird nämlich, m. E., als *Sprachphilosophie* nur verengend verstanden. Der zweite Fall selektiven Zitierens betraf die Erklärung für die Möglichkeit der ‚Projektion‘ im Gebrauch der Sprache. Da lautet die Auslassung von S. 409 „und damit das beschränkte Verstehen bloß des grammatische Sinnes auch eines vollständigen *Satzes*“ – weil es (syntaktische) Projektion gibt, ist nicht jeder (mit alten Ausdrücken) neu gebildete Satz bloß wegen seines Merkmals, aufgrund seiner Vollständigkeit als selbständiger Zug im Sprachspiel geeignet zu sein, auch schon in seinem Sinn voll verständlich – es gibt eine Ebene des bloß grammatischen Verständnisses (und, objektivierend gesprochen, eine Ebene grammatischen Sinnes) eines so gebildeten Satzes, bei dem das Wesentliche für ein Verstehen seines inhaltlichen Sinnes, der Phantasie-gestützte Nachvollzug des Projektionsschrittes, erst noch zu leisten ist.

Die Ebene grammatischen Sinnes, hinsichtlich derer Schneider Wittgenstein kritisiert, er habe sie zu äußerlich und nicht ernst genug genommen, wenn er sie zu einer Frage bloß des

⁸ Die Technik der Konstruktion einfacher Sprachspiele versucht die Beschränkung der Einsicht durch Nichtverfolgbarkeit der Genesen methodisch und exemplarisch zu umgehen. Aber nicht nur bleiben die Genesen fiktiv, sie bleiben, wie Schneider immer wieder betont, auch relativ auf mögliche Lerngeschichten, zu denen unabsehbar viele Alternativen denkbar bleiben. Nur selten sind die Verhältnisse der Sprachspiele zueinander durch klar Verhältnisse logischer Vorgängigkeit nach dem Muster ‚so sein‘ vs. ‚so scheinen‘ geregelt.

⁹ An dieser Stelle zitiert Schneider selbst den Beleg (*Big Typescript*, WA 11, 141) für Wittgensteins Abschied von der *Brown Book*-Methode – aus einem Vorwort von Rush Rhees zur englischen Edition *The Blue and Brown Books* (1958), der die Bemerkung auf 1934 datiert. Das macht manche der Entwicklungskonstruktionen, die Schneiders Darstellung von Wittgenstein prägen, sehr fragwürdig. Aber ich bin nicht interessiert, darauf einzugehen.

Sprachklangs zu machen tendierte¹⁰, ist der Kalkülaspekt im Gebrauch der Sprache, den es geben müsse, weil andernfalls (mit einer These von Michael Dummett) die absurde Konsequenz drohe, wer die Sprache lerne, müsse alle ihre Sätze in bestimmten Verwendungen einzeln lernen.

Ich interessiere mich nun zunächst für den genauen Sinn, in dem nach Schneiders Auffassung ein Sprecher der Sprache einen Kalkül grammatischen Sinns betreiben muss, um neue Sätze der Sprache, die er ansonsten beherrscht, zu verstehen. Die Erörterung des Problems wird mich zur Frage führen, inwiefern Wittgensteins Philosophieren zentral oder auch nur grundlegend *Sprachphilosophie* ist.

Die Frage nach dem Kalkülaspekt der Sprache kann zunächst bezüglich Wittgensteins in eine Perspektive gerückt werden. In Abschnitt 81 der *PU* gesteht Wittgenstein beiläufig, er sei dazu verleitet gewesen zu meinen, dass „wer einen Satz ausspricht und ihn *meint*, oder *versteht*, damit einen Kalkül betreibt nach bestimmten Regeln.“ Wittgenstein spielt damit darauf an, dass er in seinem ersten Buch *Logisch-Philosophische Abhandlung* eine hintergründig psychologistische Sprachkonzeption vertreten hatte, der zufolge die den Sätzen der Sprache Bestimmtheit des Sinns verleihende eindeutige Analyse in Wahrheitsfunktionen von Elementarsätzen im Denken der Satzsinne, das die Satzzeichen auf die Wirklichkeit projiziert (dem Meinen des Sprechers, dem Verstehen des Hörers) schon operativ sei und dass daraus sich die Verständigung durch die Sprache erkläre.¹¹ Auch in *PU* Abschnitt 102 redet Wittgenstein der Sache nach von dieser eigenen ersten Konzeption:

„Die strengen und klaren Regeln des logischen Satzbaus erscheinen uns als etwas im Hintergrund, – im Medium des Verstehens versteckt. Ich sehe sie schon jetzt (wenn auch durch ein Medium hindurch), da ich das Zeichen ja verstehe, etwas mit ihm meine.“

Einen solchen Kalkül des Sinns im Meinen und Verstehen des Sätze, wie ihn die Wahrheitsfunktionentheorie in der *LPA* darstellen sollte, kann es wegen des Faktums syntaktischer Metaphorizität nicht geben. Aber soll es, nach Schneiders Auffassung, dann doch immerhin einen Kalkül des grammatischen Sinns geben und soll der für Verständigung mittels der Sprache operiert werden müssen? Gar „im Medium des Verstehens versteckt“ sein? In welchem Sinn?

¹⁰ Ich habe den Eindruck, dass hier vorliegt, was Schneider in anderer Hinsicht einräumt. „eine starke Akzentuierung eher beiläufiger Formulierungen“ (273). An der Stelle, an der in den *PU* das Thema ‚Satzklang‘ als Merkmal unseres Satzbegriffs aufgeworfen wird, ist die Frage (das Suchen nach einer Erklärung), warum einem Sprachphilosophen (bekanntlich W. selbst) ‚es verhält sich so und so‘ als ‚allgemeine Form des Satzes‘ erscheinen kann, obwohl es doch bestenfalls die Variable für eine Art von Sätzen (Wittgenstein sagt auch: ‚Satzschema‘ – *PU* Abschnitt 134) ausdrückt. Die Antwort: weil es grammatisch ein deutscher Satz aus Subjekt und Prädikat ist und wie ein Satz klingt; letzteres weist darauf hin, dass Satzklang offenbar ein Merkmal unseres Satzbegriffs ist. Irgendwelche Verallgemeinerungen dahin, dass die Oberflächengrammatik überhaupt nur eine Frage des Sprachklangs sei o. ä. sind darin wohl nicht impliziert, schon weil Wittgenstein keine *Behauptungen* über die Sprache aufstellen wollte (s. u.) und also auch keine *allgemeinen* Behauptungen.

¹¹ Dass dies die korrekte Lesart der *LPA* ist, habe ich mehrfach zu zeigen versucht (zuerst: *Wittgenstein und Schopenhauer*, Cuxhaven 1989, Kap. III). – Für Schneiders Behandlung Wittgensteins ist charakterisierend, dass sie über keinen geklärten Begriff des Gehalts der *LPA in seiner Funktion für Wittgensteins geistige Entwicklung* verfügt (trotz der bekannten Bekundung im Vorwort zu den *PU*) – der ‚Tractatus‘ wird nur beiläufig erwähnt (287, 293, 315, 410 und, indirekt, 465). Das hindert ihn auch daran, ein vollständig korrekte Explikation des von ihm gebrauchten Bildes Wittgensteins von den ‚Bedeutungskörpern‘ zu geben (an der Stelle der Einführung, 304, ist ihm offenbar nicht einmal der erste Auftritt des Ausdrucks in Wittgenstein veröffentlichten Schriften geläufig – *Philosophische Grammatik* 54). Es geht nicht allein um die Verdinglichung von Bedeutung oder Regeln, sondern darum, dass körperliche Symbole für solche auch nur im Rahmen eines Systems, und d.h. als abkürzende Darstellung von Regeln und also allgemein lehrbaren Techniken funktionieren. Hacker verweist im Kommentar zu *PU* Abschnitt 559 auf *BPP III*, 348: „Man kann von der Funktion des Wortes im Satz, im Sprachspiel, in der Sprache reden. Aber ‚Funktion‘ heißt in jedem dieser Fälle *Technik*. Bezieht sich also auf eine *allgemeine* Erklärung und Abrichtung.“

Von seiner (der ersten) Konstruktion einer Denksprache hat sich Wittgenstein später als von einer „Mythologie des Symbolismus oder der Psychologie“ distanziert (PB 65; PG 56). Das hat präzisen Sinn, wenn man ‚Mythologie‘ als ‚Erklärung im Modus der Erzählung von Urereignissen‘ versteht – die Denksprachenannahme erklärt sprachliche Verständigung durch die Urereignisse des inneren Denkens (Meinens und Verstehens) in der Form ‚weil immer/je schon ... , darum‘. Schneider sieht das Modell „inneren‘ Denkens und Vorstellens“, ohne Wittgensteinbezug, genau so (550). In welchem Sinn kann er dann meinen, es müsse beim Verstehen ein Kalkül wenigstens grammatischen Sinns operiert werden? Formulierungen seiner diesbezüglichen These, die mir klärungsbedürftig erscheinen, lauten so:

„Nun gibt es Kontexte, z.B. grammatische Erläuterungen (im traditionellenSinn), in denen es nötig ist, Aussagen auf der Ebene dieser ‚Oberflächenform‘ zu machen, zu deren Formulierung man z.B. von ‚Satzgegenständen‘ oder ‚Subjekten‘ redet. Ein Ausdruck ‚über‘ eine Absicht signalisiert durch seine äußere Gestalt, dass ein Gegenstand unter einen Begriff subsumiert wird. Wenn man allein diese Gestalt im Auge hat, kann man die Art, in der das Verhältnis der Teile der Äußerung zueinander aufzufassen ist, durchaus mit Worten beschreiben wie ‚er sprach über seine damalige Absicht und sagte von ihr dies und jenes aus‘. Da es (außer bei idiomatischen Wendungen) zum Verstehen komplexer sprachlicher Ausdrücke gehört, dass der Hörer die Zusammengehörigkeit der Teile eines Satzes richtig auffasst, sind die eben benutzten Worte, in ihrem auf die Oberflächengrammatik bezogenen Sinn, keineswegs falsch oder überflüssig, und dies sagt auch unser Sprachgefühl, das darauf bestehen möchte, dass doch in der Tat über etwas gesprochen worden sei. Das hat seine eingeschränkte, nämlich ‚oberflächengrammatische‘ Richtigkeit.¹² Nur muss für ein vollständiges Verständnis des fraglichen Satzes nun das (‚tiefengrammatische‘) Wissen hinzukommen, dass der jetzt in seinen Teilen und ihrer Ordnung grammatisch und lexikalisch richtig verstandene Ausdruck als ganzer nicht einmal auf einer ersten Stufe so gedeutet werden darf, als würde der Sprecher im *illokutiven* Sinn zunächst einen Gegenstand nennen (wenn auch einen schwer zugänglichen und daher etwas rätselhaften), um dann über ihn zu urteilen oder etwas über ihn mitzuteilen. Denn diese Deutung würde den Projektionsschritt, den ‚uneigentlichen‘ Charakter im Gebrauch der Komplexbildungsweise übersehen oder unterschlagen; sie bliebe auf der Ebene des ‚grammatischen Sinnes‘. Es sind die philosophischen Fehler, die ein Verstoß gegen diese Einsicht mit sich bringt, vor denen Wittgenstein immer wieder warnt.“ (398 f.)

Im Sinne der hier gegebenen grammatischen Oberflächenbeschreibung einer retrospektiven Absichtserklärung behauptet Schneider immer wieder, ein Hörer komplexer sprachlicher Äußerungen müsse seine Grammatik-Kenntnis ‚benutzen‘, um diese Äußerungen zu verstehen. Aber festzuhalten ist hier schon, dass es nach Schneiders Ansicht dafür offenbar Ausnahmen gibt – idiomatische Äußerungen müssen offenbar als ganze gelernt bzw. verstanden werden, bei ihnen hilft ihre grammatische (Re)Konstruktion nichts. Ich möchte im folgenden nahe legen, dass Wittgensteins tatsächliches und auch das sachlich zutreffende Bild vom gewöhnlichen Gebrauch der Sprache auch beim Verständnis noch nie gehörter Sätze/Äußerungen eher so holistisch verfasst ist, wie Schneider offenbar für idiomatische Äußerungen einräumt.

Um dem näher zu kommen, führe ich zunächst noch einige ausdrückliche Formen der Behauptung an und dann etwas, was Schneider selbst über das angemessene Verständnis einer retrospektiven Absichtsinterpretation sagt. Dummett war der Meinung, aus der Kenntnis des

¹² Die zweigliedrige ‚Analyse‘ von Äußerungen in ‚Subjekt‘ und ‚Prädikat‘ ist ultrastabil. Die Erklärung dieser Eigenschaft muss m. E. auf das Koinzidieren von verschiedenen Quellen der Überzeugungskraft dieser Analyse rekurrieren, nicht nur auf die eingespielte traditionelle Grammatik in vom Lateinischen geprägten sekundären Schriftkulturen. Ich nenne zusätzlich zur Schul-Grammatik drei Kontexte, die mindestens (zu) koinzidieren (scheinen), um diese Analyse immer wieder als die korrekte sich aufdrängen zu lassen: Die ‚mittelgroßen, trockenen Güter‘ (oder ‚feuchten Lebewesen‘), an deren Eigenschaften wir anthropologisch bedingt zentral interessiert sind (essbar/ nicht-essbar von Früchten; gefährlich/ ungefährlich von wilden Tieren; freund/feind von Artgenossen etc.); die zentrale pragmatische Rolle der Kombination von Anrede+Aufforderung (durch die Verbform ‚Imperativ‘); die Erforderlichkeit der Fokussierung von Aufmerksamkeit durch einen (meist den ersten) Äußerungsbestandteil bei dem Versuch zur Aufnahme von Kommunikation.

mit Frege konzipierten Sinnes einer Äußerung ließen sich alle zu ihrem Verständnis erforderlichen Züge ‚ableiten‘. Das kommentiert Schneider so:

„Eine solche Ableitung im strengen Sinn erscheint nach den von Wittgenstein vorgetragenen Argumenten unmöglich; es wird stets Lücken geben, die wir durch unsere Phantasie schließen müssen. Trotzdem gibt es ... die Ebene des ‚grammatischen Sinnes‘, auf der die Art der Komplexität des Satzes vom Hörer korrekt aufgefasst werden muss. Dieses Erkennen der Muster und damit Zusammengehörigkeitssignale hat schematische Aspekte, die sich einem ‚Rechnen‘ vergleichen lassen; man denke an die Flexionsendungen und die durch sie ausgedrückte Zuordnung z.B. von Substantiv und Adjektiv. Dass wir mit dem Erwerb einer Sprache dieses ‚Rechnen‘ erwerben, erspart es uns, ihre Sätze einzeln und als ganze zu lernen. Nur führt es oft nicht zur vollen Bedeutung des fraglichen Satzes ...“ (412)

Später ist es jedoch eine „Tatsache, dass wir die Sätze unserer Sprache offenbar nicht als ganze erlernen, sondern dass wir Wörter und Fügungsweisen lernen, die wir dann benutzen können, um auf geordnete Weise immer wieder neue Sätze einerseits zu bilden und andererseits zu verstehen.“ (553)

Bezüglich eines erfundenen Sprachspiels, in dem tatsächlich von einem ‚Ableiten‘ gesprochen werden kann, heißt es: „Dazu braucht kein ‚innerer Vorgang‘ postuliert werden, es reicht der Bezug auf die ‚äußerlich‘ vermittelten Handlungsschritte und die Möglichkeit, die fragliche Handlungsweise auch explizit, durch die ausdrückliche Formulierung von Regeln, zu lehren“ (559) Das erforderliche grammatische Wissen des Hörers neuer komplexer Sätze wird ferner dahin bestimmt, dass der Hörer bei einer grammatisch richtig aufgefassten ihm neuen Äußerung „stets mindestens einen Ausdruck derselben Form (kennt), für den er den vollen Verwendungssinn beherrscht.“ (erneut 399)

Ich denke, dass die versammelten Äußerungen dafür sprechen, dass es sich bei Schneiders Behauptungen über notwendige Bedingungen des Sprachverständnisses in einer Kenntnis der Oberflächengrammatik (die wir übrigens beim Schreiben Lernen erlernen, nicht beim Sprechen Lernen), um normativ explanatorische, nämlich rationalisierende Behauptungen handelt: *Wenn wir uns das Verständnis neuer Äußerungen schrittweise rational einsichtig machen wollen, müssen wir annehmen* ist sozusagen der meist unterdrückte übergeordnete Satz, von dem die expliziten Behauptungen grammatisch abhängig gemacht sein sollten. Denn empirische Behauptungen können es nicht sein – die betreffen sprachliches Handeln und die Evidenzbedingung für Behauptungen über Handeln im allgemeinen und sprachliches Handeln im Besonderen ist die prinzipielle Befragbarkeit der Handelnden hinsichtlich ihres Tuns, seiner Absichten, seines Procedere. (Handeln ist Verhalten aus einem Grund/Gründen. Und ein Grund ist, was sich für ein Verhalten aus der Perspektive zunächst des Handelnden *sagen* lässt.) Was das sprachliche Verständnis angeht, würde man (das ist ein Hypothese meinerseits) meist keine aufschlussreichen Auskünfte bekommen, weil die Sprecher und Hörer, sollten sie gelegentlich sagen können, *was* sie gemacht haben, gar nicht zu sagen wüssten, *wie* sie es gemacht haben. (Vgl. *PU* Abschnitte 82/83 bzgl. der Frage, wann man sagen könne, Handelnde seien Regeln gefolgt). Und Wittgenstein hat auch eine Erklärung dafür, dass man keine aufschlussreichen Auskünfte bekommen würde – er meint, dass wir die Sprache im Hineinwachsen in unsere Kultur derartig assimilieren¹³, dass sie uns gleichsam

¹³ Wittgenstein verwendet diesen Ausdruck nicht, ich übernehme ihn aus den Analysen von Stephen Mulhall zu Aspektsehen etc. Aber der Ausdruck ist durch die Implikation von Wittgensteins Analyse des Phänomens ‚sekundärer Bedeutung‘ in Erlebnissausdrücken der Wahrnehmung von Aspektwechsel impliziert (auch Schneider behandelt diese Analyse Wittgensteins, aber nach meinem Eindruck reduktiv – vor allem 332-345). Dass wir in solchen Fällen ohne zu Zögern eine sprachliche Beschreibung, die sich uns aufdrängt, umfunktionieren, spricht eben für ‚stetiges Aspektsehen (bzw. –verstehen)‘. Uns ist es selbstverständlich, die Ausdrücke der Sprache als ihre Bedeutung verkörpernd aufzufassen und sie so zu benutzen – wir nehmen sie eben nicht zunächst als interpretationsbedürftige „sound-patterns“ à la Davidson wahr. Ironischerweise ist Wittgensteins skurriles Beispiel mit ‚Dienstag erscheint mir mager, Mittwoch fett‘, für das er eine historisch-psychologische Erklärung abweist, ein Beleg für Assimilation – die von mir kursiv hervorgehobenen

zur ‚zweiten‘ Natur wird – ein Phänomen, dass er besonders unter dem Stichwort ‚stetiges Aspektsehen‘ zu Verständnis zu bringen sucht. Er meint, gegen die Dogmen der Bedeutungstheoretiker, die er selbst in der *LPA* gestiftet hat¹⁴ und die Schneider von Dummett übernimmt, durchaus, dass wir eine große Menge Sätze als ganze lernen, bevor wir Mittel zur ihrer grammatischen Segmentierung erwerben, die uns dann auch ein schematisches Vorgehen in der Bildung neuer Sätze erlauben, das wir aber außerhalb von Kontexten expliziten Lehrens und Lernens kaum je anwenden. Jedenfalls hält er es in *Über Gewissheit* (Abschnitte 140 ff. z.B.) für eine ‚erkenntnistheoretisch‘ unvermeidliche Annahme, dass uns im ersten Sprechen Lernen ein Ganzes von Sätzen/Urteilen beigebracht wird. Über eine retrospektive Absichtsinterpretation (z.B. dessen, was jemand ‚gemeint hat‘ = ‚hat sagen wollen‘) sagt nun Schneider im Anschluss an Wittgenstein etwas, was mit einer Preisgabe seiner den Kalkülaspekt der Sprache betreffenden Verstehensbedingungen als deskriptiver Thesen durchaus vereinbar ist:

„Die Aufklärung darüber, was der Sinn einer Äußerung war, ist eine Folge von Schritten in einem Prozess der Verständigung, der stärker in die Zukunft gerichtet ist als in die Vergangenheit. ‚Das Gemeinte‘ ist nur im Ausnahmefall ein zur Zeit der Äußerung mehr oder minder ‚fertig‘ Vorliegendes (z.B. ein schriftliches Konzept); es außerhalb dieses Ausnahmefalls verständlich zu machen, heißt, sich verständlich zu machen. Es heißt, in der Kette der kommunikativen Handlungen einen weiteren Schritt zu tun, und nicht in erster Linie, weiteres Licht auf ein vergangenes ‚seelisches Ereignis‘ zu werfen.“ (548)

Schneider redet hier über ein sich Verständlichmachen eines Sprechers. Aber es ist in die 3. Person übersetzbar – dann handelt es sich um Verstehen *eines Handelnden* im Lichte seiner Äußerungen und weiteren Handlungen. Ein Handelnder wird in den von ihm verfolgten Zwecken verständlich, und sofern es um seine sprachlichen Handlungen geht, in seinen ‚Illokutionen‘. Um die zu verstehen, braucht es in den allermeisten Fällen keine grammatische Analyse seiner Äußerung, sondern nur Vertrautheit mit ihm und den Situationen, in denen er sich äußert und handelt. Der Hörer einer retrospektiven Absichtsäußerung muss verstehen, dass der Sprecher in der Form einer Bezugnahme auf Vergangenes *jetzt etwas über sich* zu verstehen geben will (vgl. *PU* Abschnitt 659) – dabei hilft ihm die Kenntnis der Grammatik gar nichts (wohl kann sie ihm dabei helfen, zu verstehen, *was* er zu verstehen geben will). Das schließt nicht aus, dass in einer methodisch und wissenschaftlich motivierten Rekonstruktion seiner Äußerungen und Handlungen und der Möglichkeiten, sie zu verstehen, eine grammatische Analyse als ein analytisch zu unterscheidender Schritt vorkommen mag.

III.

Wittgenstein soll auf das Erscheinen von Gilbert Ryles *The Concept of Mind* mit dem einzigen Satz reagiert haben – all the magic’s gone. Er hat sich dabei gewiss auch darauf bezogen, dass Ryles Buch Einsichten in der Philosophie des Geistes und der Psychologie, über die die beiden befreundeten Philosophen diskutiert haben dürften, für den wissenschaftlichen Gebrauch kleinarbeitete und auch vergrößerte. Ich vermute, dass er auf Schneiders Indienstnahme seiner ‚sprach‘philosophischen Einsichten für eine deskriptive Aufklärung über die Sprache in wissenschaftlicher Arbeitsteilung mit Grammatik und Linguistik (vgl. 516 ff.), bei der sich die Sprachphilosophie die exemplarische Aufklärung

übereinstimmenden Buchstabenkombinationen, die gewiss einen Anteil am Zustandekommen der Assoziationen haben, werden weder von Wittgenstein noch von seinen Interpreten wahrgenommen – so sehr haben sie die Wörter als ihre wörtliche Bedeutung verkörpernd assimiliert und übersehen daher ihr zusammengesetzt Sein aus den Buchstaben.

¹⁴ Baker & Hacker haben in einem polemischen Buch gezeigt, dass die beiden die bedeutungstheoretische Tradition beherrschenden Annahmen des (wahrheitstheoretisch motivierten) Kompositionalismus und der ‚Kreativität‘ der Sprache aufgrund desselben implizit auf die *LPA* (4.022, 4.023, 4.03) als theoretische ‚Wasserscheide‘ zurückgehen (*Language, Sense & Nonsense*, Oxford 1984)

sprachlicher Handlungsfähigkeit arrogant und den anderen Disziplinen die deskriptive Vervollständigung des Bildes von der Sprache auf verschiedenen Beschreibungsebenen zuschreibt, in vergleichbarer Weise reagiert hätte. Dabei wäre diese Reaktion dem tatsächlichen erhobenen Anspruch gegenüber ungerecht. Schneider zeigt, wie weitgehend Wittgenstein gegen die Tradition einer formalen Bedeutungstheorie für natürliche Sprache Recht behalten hat – und er nimmt die Diskussion mit den für die Sprache zuständig gewordenen Disziplinen auf, um diese Einsichten zu verbreiten. Es ist im Diskurs der Wissenschaften unvermeidlich, dass geniale Einfälle und Einsichten zu handhabbaren Annahmen und Behauptungen normalisiert werden. Schneiders Unternehmen ist völlig legitim und es wäre ihm ein Erfolg zu wünschen, der viele disziplinäre Missverständnisse über die Sprache beseitigt. Allerdings ist, dass es Schneider gelingen könnte, Chomsky oder Davidson von ihrem Szientismus zu kurieren, so wahrscheinlich wie, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr geht. Und diese Einschätzung weist auf den Punkt der Gerechtigkeit in Wittgensteins mutmaßlicher Reaktion hin – es geht dabei um die Situationsdiagnose und Aufgabenstellung für die Philosophie.

So paradox es klingen mag, Wittgenstein hat sich für die Sprache von Anfang an nur ‚instrumentell‘ interessiert. In der *LPA* aus Gründen der Entwicklung einer eigenen und Freges und Russell/Whiteheads gegenüber angemesseneren Logik-Konzeption¹⁵, für die erstmals beansprucht wurde, dass es die Logik mit *Sätzen* (gewiss: als Ausdruck von Gedanken) zu tun hat (weshalb der Arbeitstitel der ‚Abhandlung‘ *Der Satz* war). Und in den *PU* aus Gründen der Selbstkritik der irreführend metaphysischen Konzeption der Philosophie ‚der Sprache‘ in der *LPA*. Ich vertrete die auch in einem Kommentar substantiierte These, dass der gesamte erste Teil der *PU*, nicht nur ihre ersten 133 Abschnitte, als Selbstkritik an der Konzeption der *LPA* zu lesen ist und als nichts anderes. Insbesondere nicht als ein deskriptive Sprachphilosophie. Da ist Schneider ausdrücklich anderer Meinung, wenn er mehrfach sagt, was S. 26 so lautet: „dass bei einem an Wittgenstein anknüpfenden Vorgehen nicht nur eine Methode sichtbar wird (das hatte W. selbst in *PU* Abschnitt 133 beansprucht; EML); ... sondern wer ihn mit Verständnis liest, kann dabei auch zu allgemeinen Einsichten über sprachliche Handlungs- und Verfahrensweisen kommen.“ Wittgenstein hat sich für die Sprache auf der Ebene der *PU* insofern und insoweit interessiert, als auf Missverständnissen ihrer Ausdrucksweisen und Strukturen philosophische Probleme beruhen und mit der Schaffung von Klarheit durch relativen Überblick aufgelöst werden können. Es gibt Belege dafür, dass er weitere Ansprüche für seine Sprachbeschreibungen ausdrücklich nicht stellen wollte: „Philosophie ist nicht Beschreibung des Sprachgebrauchs, und doch kann man sie durch ständiges Aufmerken auf alle Lebensäußerungen der Sprache lernen.“ (*BPP* III = *LS* I, 121). „Die Sprache interessiert uns nur soweit, als sie uns beunruhigt. Den faktischen Gebrauch eines Wortes beschreibe ich nur, wenn dies nötig ist, um ein Problem zu beseitigen, das wir loswerden wollen.“ (*Vorl* 270)

Ein angemessenes Verständnis seiner Philosophie (soll heißen: ein den Aufgaben der Philosophie entsprechendes) bekräftigt diese Auskünfte über den ausschließlich ‚problem‘bezogenen und sprachkritischen Sinn der Sprachbeschreibung bei Wittgenstein. An Wittgensteins Klärung des normativen Status von hinweisenden (ostensiven) Erklärungen und dem zugehörigen Konzept von Mustern für sprachliche Ausdrücke ist nicht die Beschreibung einer einzelnen sprachlichen Technik wichtig, sondern dass diese Beschreibung der Philosophie einen Weg zeigt, aus dem hin und her gerissen Sein zwischen Idealismus und Realismus (im erkenntnistheoretischen Sinn) herauszukommen, indem verstanden wird, dass beide komplementär einseitig sind, weil die Praxis des ostensiven Erklärens¹⁶ zeigt, dass die

¹⁵ Sie wird in ihrer Eigenständigkeit und Originalität von Gordon Baker im ersten Teil seines Buches *Wittgenstein, Frege & the Vienna Circle* (Oxford 1988) dargestellt.

¹⁶ Die die Praxis der Ostension/Deixis grundlegend transformiert – nach Etablierung dieser Praxis gibt es keine bloß gegenständlich gerichtete Ostension mehr: Jede Verwendung von ‚dies/e/er ...‘ hat danach einen ana- oder

Sprache (das Denken) sich auf die Wirklichkeit *sowohl intern* (auf der Ebene des Sinns; Idealismus) *als auch extern* (auf der Ebene von Wahrheit vs. Falschheit/Erfüllung vs. Nichterfüllung; Realismus) bezieht und beziehen muss.¹⁷ An den umfangreichen Klärungen der philosophischen Begriffe sind nicht deren Eigentümlichkeiten selbst wichtig, sondern dass das angemessene Verständnis ihre Gebrauchs und ‚Sitzes im Leben‘ zeigt, dass die Vorstellung eines psychisch ‚Inneren‘ eine kategorische Metapher ist, die von allen räumlichen Assoziationen freigehalten werden muss – das psychologische ‚Innere‘ ist nicht räumlich innen (die Frage nach seinem Ort hat keine Antwort, ist sinnlos), sondern ‚nicht ausgedrückt‘, ‚verschwiegen‘, ‚verheimlicht‘ etc. Und im Gebrauch psychologischer Begriffe drückt sich ein Respekt für Personen aus, der ihnen ein ‚inneres Leben‘ zubilligt und die Spontaneität ihres Ausdrucks achtet, der auf einer *Einstellung* zu anderen Lebewesen¹⁸ beruht. Diese Einstellung hat der Szientismus aus Gründen seiner methodischen Orientierung an den Naturwissenschaften preisgegeben, in denen, was wir ‚erkennen‘ können, in letzter Instanz davon abhängig ist, wie effektiv wir Bestandteile der Wirklichkeit zertrümmern können; deshalb ist die Aussicht, Szientisten zu bekehren, äußerst trübe – sie haben mit der Wahl ihres Paradigmas eine andere allgemeine Einstellung eingenommen und d.h. die ihnen, hoffentlich, kulturell-lebensweltlich vermittelte Einstellung suspendiert.

Dies alles ist keine Kritik an Schneider, der gar nicht beansprucht, Wittgenstein angemessen auszulegen, sondern „in Auseinandersetzung mit Wittgenstein“ (565) eine eigene systematisch motivierte sprachphilosophische These aufgrund von aufschlussreichen sprachtheoretischen Beschreibungen zu entwickeln. Und das gelingt ihm überzeugend. Meine Ausführungen möchten nur die Frage anstoßen, ob mit dieser Indienstnahme Wittgensteins dem Vorgang sein Philosophieren aus der Sicht der Philosophie angemessen entsprochen wird. Und das scheint mir zweifelhaft. Schneider selbst betont am Ende, dass es Wittgensteins Verfolgung von Beruhigung durch Klarheit des Verständnisses in der Philosophie „nicht um

kataphorischen Aspekt, der auf eine gegebene oder mögliche Erklärung des gebrauchten Ausdrucks zurück – oder vorverweist. An diesem Sachverhalt muss die behavioristische Sprachspielmethode vorbeigehen (deshalb ist das ‚nach der Benennung fragen‘ ein eigenes Sprachspiel – *PU* Abschnitt 27 – in dem Sinn, in dem der Ausdruck ‚Sprachspiel‘ einen Plural hat; in dem Sinn, in dem er keinen Plural hat – *PU* Abschnitt 7 d – ist er eine Transformation des ganzen Sprachspiels, das derart ‚mit einem neuen Gelenk‘ versehen worden ist. Auch das dürfte ein Grund dafür gewesen sein, dass Wittgenstein die Methode in der *Brown Book*-Fassung aufgegeben hat.

¹⁷ In Wittgensteins Philosophie wie in der Sache hängt fast alles mit allem zusammen. Obwohl Schneider sich auf die in der Lehre von den Mustern verankerte Lehre von der ‚Autonomie der Grammatik‘ in verschiedenen Hinsichten bezieht – so im Anführen des auf dieser Lehre basierten bedeutungstheoretischen Grundsatzes aus *PU* Abschnitt 560 (269); so in der Aufnahme des Arguments, es sei falsch, eine Ausdrucksweise wie eine Behauptung an zugreifen (337) – finden sich auch Formulierungen, die Zweifel daran wecken, dass er die Lehre wirklich zu Herzen genommen hat: Wenn er behauptet, im Sprachspiel der Quantorenlogik habe das Sortieren als Handlungstyp die Rolle, „als ‚Verbindung von Sprache und Welt‘ zu fungieren“ (506), dann muss von Wittgenstein her eingewendet werden, dass keine Handlung *innerhalb* eines Sprachspiels eine Verbindung von Sprache und Welt erst stiften kann, wenn sie nicht auf der Ebene von Bedeutungserklärung schon etabliert ist: „Die Verbindung von ‚Sprache und Wirklichkeit‘ ist durch die Worterklärungen gemacht, – welche zur Sprachlehre gehören, so dass die Sprache in sich geschlossen, autonom, bleibt.“ (*PG* 97). Übrigens ist ‚Sprachlehre‘ bei Wittgenstein einfach das deutsche Wort für ‚Grammatik‘ und seine Gebrauch dieses Wortes, über den Schneider allerlei Absprechendes zu sagen hat (vgl. *Index* s. v. ‚Grammatik (Wittgenstein)‘), weicht vom normalen Gebrauch nur insofern ab, als er abweichende Ansichten darüber hat, was alles zum Lehren der Sprache erforderlich ist.– Von dieser philologisch motivierten Kritik angesehen ist Schneiders Konstruktion des Sprachspiels ‚Schiffe sortieren‘ (419 ff.) für die Handlungsgrundlagen des Gegenstand-Begriff-Schemas enorm aufschlussreich und, nach meiner Kenntnis, wirklich innovativ. Er hat die Frage Wittgensteins: Wie auf der Ebene des Elementarsatzes der Satzverband zustande komme (4.221 b), wirklich beantwortet.

¹⁸ Schneider beschreibt diese Einstellung übrigens irreführend reduktionistisch, wenn er wiederholt sagt, zur Handlungsverstehen gehöre es, ‚aus der Perspektive des Handelnden selbst‘ etc. zu erfolgen (z.B. 520, 558, 567). Die Differenz von Akteur und Beobachter gehört zur Handlungssprache – diese ist nicht nur ‚Akteurssprache‘. Um das Spezifische des Handlungsverstehens angemessen zu beschreiben, muss man auf die ‚Einstellung zur Seele‘ (oder ‚Einstellung zum Menschen‘ – vgl. *LS* II, 54) rekurrieren.

ein rein intellektuelles Ziel geht“ (570) Das scheint mir eine starke Untertreibung – Wittgenstein hat als erster in der Philosophiegeschichte eine nicht-kognitive (therapeutische) Konzeption der Philosophie auch für ihre nicht-praktischen Teile vertreten. Was damit im Zusammenhang der philosophischen Tradition m. E. dokumentiert ist, ist das ans Ende gekommen Sein des neuzeitlichen Paradigmas der auf die Wissenschaften bezogenen Philosophie. Seit Descartes war die Physik (die klassische Mechanik) ein wesentlicher Bezugspunkt der theoretischen Philosophie, seit Frege die (endlich ‚wissenschaftlich‘ gewordene¹⁹) Logik. Indem Wittgenstein die Konsequenzen daraus zieht, dass das von der Reorientierung seit Frege angestoßene Projekt einer ‚wissenschaftlichen‘ Semantik als Grundlagendisziplin der Philosophie gescheitert ist (und Schneider beschreibt die zentralen Gründe des Scheiterns für jedermann zugänglich), reorientiert er die Philosophie auf das lebensweltliche Verstehen als den Bereich der Klärung, in dem die Philosophie ihre Intentionen auf ein Ganzes des Verständnisses allenfalls noch realisieren könnte – auf die arbeitsteiligen Wissenschaften und ihren Fallibilismus bezogen ist das philosophische Klärungswerk ort- und hoffnungslos geworden (man muss nur an die ‚Wirkung‘ der Wissenschaftstheorie auf die Physik denken, die m. W. als äußerst marginal zu beschreiben wäre). Für das Selbstverständnis der Philosophierenden folgt aus der Wittgenstein’schen ‚Revolution‘ m. E. angemessener Weise eine Existenzialisierung. Das Philosophieren wird wieder, was es in der Spätantike war, private Lebensform. Diese ‚vornehmlich oder allein im Staatsdienste‘ (Hegel) zu führen, ist allerdings ein Widerspruch – denn da lebt man vom angeblichen Bestehen Bleiben der Probleme, die man doch lösen oder als unlösbar aufgeben sollte: „Wenn man philosophische Probleme nicht LÖSEN will, - warum gibt man es nicht auf, sich mit ihnen zu beschäftigen. Denn sie lösen heißt, seinen Standpunkt, die alte Denkweise zu ändern. Und willst du das nicht, so solltest du die Probleme für unlösbar halten.“ (LS II, 112-13). Vielleicht verliert deshalb die Orientierung der philosophisch für wichtig erachteten Problematiken an den Wissenschaften auch nach ihrer sachlichen Erledigung nichts an Attraktivität – wer sägt sich schon gerne den Ast ab, auf dem er sitzen bleiben will.

¹⁹ Wie wenig sich die Tradition der wissenschaftlichen Logik im Kernbereich ihrer Zuständigkeit selbst richtig verstanden hat, hat inzwischen Michael Wolff demonstriert (*Abhandlung über die Prinzipien der Logik*, Frankfurt am Main 2004). Sein Buch kann zusammen mit dem von Schneider als angemessenes Fazit der großen Hoffnungen auf systematisches Philosophieren seit Frege angesehen werden.